

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 274.

Mittwoch, 22. November.

1916.

Und das Glück kam.

(B. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Als nachher die Familie beim Abendbrot versammelt war, fragte Frau Ferber:

„Ich wußte gar nicht, daß du noch so intim mit dem Doktor bist; habt ihr euch denn oft geschrieben?“

„Gar nicht“, erwiderte Philipp, der mit jungem Appetit über das Essen herfiel. „Aber das macht auch nichts, Mutter, wenn man so lange fort ist, schläft das Brieffschreiben nach und nach ein. Verkehrt ihr denn mit Dilles?“

„Guten Tag und guten Weg, weiter nicht. Im Sommer haben wir keine Zeit, und im Winter sind sie nicht da. Aber wir können uns nicht beklagen, sie sind immer sehr nett, gelt, ihr Mädchen?“

„O ja, sehr“, antworteten Mariechen und Frieda wie aus einem Munde, ein wenig gedehnt.

„Das klingt nicht sehr begeistert“, sagte Philipp, „mögt ihr die junge Frau nicht?“

„Gott, sieh mal“, erwiderte Frau Ferber, „unsere Verhältnisse sind so sehr verschieden. Die Mädchen müssen tüchtig im Hause helfen, während Frau von Dille drei Dienstmoten hat für die drei Menschen.“

„Drei?“ fragte Philipp interessiert, „wer ist denn der Dritte?“

„Der Junge natürlich“, lachten die Schwestern, „ein süßer, kleiner Junge von anderthalb Jahren, wußtest du das nicht?“

„Nein“, erwiderte Philipp, „davon hatte ich keine Ahnung.“ Es war ein ganz eigener Gedanke, sich Mir als Mutter vorzustellen, und er war froh, daß es in der Laube, wo das Abendbrot eingenommen wurde, schon dämmerig war, denn er fühlte, daß es ihm heiß in die Wangen stieg.

„Und siehst du“, fing nun Marie, die ältere der Schwestern, wieder an, „wir finden es ein bißchen merkwürdig, daß Frau Doktor das Kind ganz dem Fräulein überläßt. Man sieht sie nie mit ihm, stets ist sie auf dem Tennisplatz.“

„Ach, Kinder, das wißt ihr doch nicht so genau“, mischte sich nun Tante Gretchen mit ihrer tiefen, wohl-lautenden Stimme ein: „Ich meine, man sollte nicht über andere urteilen; jeder tut, was er kann. Wie häufig habe ich schon gefunden, daß jemand bitter un-recht geschah, über den hart geurteilt wurde. Oftmals sind gerade die, über die am meisten gesprochen wird, die wertvollsten Menschen.“

„Es sind die schlechtesten Früchte nicht, daran die Wespen nagen“, sagte Frau Ferber, die im Winter viel las und zuweilen gern ihre Wissen anbrachte.

Lächelnd sah der Bruder die beiden Schwestern an. Sie waren sehr hübsch geworden, große, schlank Mädchen. Maria blond wie die Mutter, Frieda dunkel, wie der Vater gewesen war und wie Philipp. Die Schwestern waren sehr eifrig, ihm alles Mögliche zu erklären und sich erst richtig mit ihm bekannt zu machen. Sie hatten den Bruder ganz anders in der Erinnerung, als er wirklich war. Denn vor zehn Jahren hatte er die kleinen Schwestern stets geneckt und geärgert,

wenn er zu Hause war, während jetzt sein Auge mit warmem Strahl auf ihnen ruhte und er bereitwillig auf alles einging, was sie sagten.

„Nun erzähle du von dir“, bat Tante Gretchen, als Philipps erster Hunger gestillt schien. Sie war die Gebieterin der Familie, denn sie war Lehrerin und erteilte außer ihren Schulstunden den Sommer über deutsche Stunden an Ausländerinnen, die sich zur Kur in Schwalbach aufhielten.

Fräulein Margarete Leeken war nichts weniger als schön zu nennen. Auf einer hohen, edigen Gestalt saß ein schmaler Kopf, der viel zu klein erschien. Die farblosen Augen, die gelbliche Gesichtsfarbe und das strohblonde Haar vereinigten sich mit einer langen und spizen Nase zu einer fast grotesken Gesamtwirkung. Wer aber Gelegenheit hatte, auch nur einmal länger mit ihr zusammen zu sein, mußte sich überwunden erklären von so viel Herzensgüte und einer wahren und tiefen Frömmigkeit, die all ihr Tun gleichsam in ein höheres Licht hob.

Philipp hatte in der Tat gar nicht mehr gewußt, daß Tante Gretchen so wenig vorteilhaft von der Natur bedacht worden war. Aber seine Liebe zu ihr wurzelte zu tief, als daß er dieser Beobachtung mehr als einen flüchtigen Gedanken hätte widmen sollen. Es fiel ihm nur auf, wie hübsch und behaglich die Mutter neben ihr aussah. Denn durch ihren Beruf, der sie zwang, beständig unterwegs zu sein und immer nur zu eilen, damit sie ihre Stunden pünktlich einhalten konnte, hatte Fräulein Leeken ein etwas hastiges Wesen angenommen, das allerdings zu ihrer langen und dünnen Gestalt zu gehören schien.

„Was soll ich erzählen?“ fragte Philipp, „ihr müßt fragen, was ihr gern wissen wollt, denn es ist schwer, aus dem Stearzif einen Anfang zu finden. Ich habe euch immer Bilder von drüben geschickt und alles Besondere geschrieben, nun müßt ihr Geduld haben, nach und nach werden wir von allem sprechen. Vorläufig möchte ich nur immerzu fragen.“

„So frage doch“, sagte seine Mutter gütig, „was möchtest du wissen?“

„Alles. Zunächst mal, was Tante Gretchen jetzt für Schütlinge hat?“ sagte er und sah Fräulein Leeken lachend an.

Frau Ferber und ihre Töchter lächelten. Es war ein ewiger Streitpunkt zwischen ihnen, daß die Tante einen so großen Hang zur Wohltätigkeit hatte und die Verwandten dadurch ebenfalls immer wieder zu Ausgaben verleitete, welche diese oft überflüssig fanden, denn nicht alle Wohltaten wurden als solche von den Armen anerkannt.

„Gast du vorhin gesehen, wie die alte Diene sich an uns vorbeidrückte?“ fragte Frau Ferber und fügte zur Erklärung für ihren Sohn hinzu: „Jahre hindurch bekam sie, auf Tantes Veranlassung natürlich, Essen von mir für ihren Mann, der lange krank war, und jetzt grüßt sie nicht, wenn sie an mir vorbeigeht.“

„Ach, Johanna, wie kannst du nur darauf so großen Wert legen? Daß die Biene eine unfreundliche Person war, haben wir immer gewußt, aber sollten wir darum den Mann hungern lassen?“ Fräulein Leeken rückte näher an Philipp heran und sagte: „Jetzt habe ich eine schwere Sorge, Philipp, komm in den nächsten Tagen mit nach Settenhain zu dem armen Lieschen.“

„Was — die lebt immer noch?“ rief Philipp erstaunt, „die war vor zehn Jahren schon so krank, daß man dachte, sie würde sterben. Ich weiß noch genau, es war mein letzter Spaziergang mit dir, Tante.“

„Ja, wir haben oft davon gesprochen, und ich habe ihr alle Bilder, die du schicktest, mitgenommen zum Ansehen. Sie freut sich schon auf deinen Besuch, aber du wirst erschrecken, wenn du sie siehst.“

„Ich bin nicht so schreckhaft, Tante Gretchen. Wir sehen auf den Inseln auch mancherlei Elend bei den Kanaken. Sogar Aussätzige gibt es dort.“

„O — aber sie sind doch abgefondert?“ fragte Maria, die keinen Blick von dem Bruder wandte.

„Ja, natürlich, sie haben sogar die ganze Insel Molokai für sich. Aber dort kommen nur die schwersten Fälle hin, die eine Gefahr für die anderen wären“, erwiderte Philipp, dem das Interesse für alles, was er sagte, bei der Schwester nicht entging. Maria fragte weiter, was ihr gerade einfiel, und Philipp erzählte bereitwillig von dem schönen Lande, das ihm zuweilen wie eine zweite Heimat erschienen war, und das ihm jetzt so fern gerückt war, als sei er nur kurze Zeit dort gewesen und nun dahin zurückgekehrt, wo sein ganzes Sein wurzelte.

Alle hörten voll Aufmerksamkeit zu. Nach und nach kehrten die Fremden, die in „Villa Friede“ wohnten, von den Réunion oder vom Abendspaziergang zurück, denn man ging früh schlafen in Schwalbach. Aber während sie sonst wohl noch in die Laube traten, um mit der freundlichen Wirtin zu plaudern, nahmen sie heute Rücksicht auf die Ankunft des Sohnes und ließen die Familie ungestört. Nicht lange mehr dauerte es, bis Tante Gretchen ausbrach.

„Morgen ist auch ein Tag“, sagte sie in ihrer fröhlichen Weise, „und sogar ein recht schwerer für mich — ich habe sieben Stunden zu halten, und ihr habt es auch nicht leicht.“

Philipp wollte sie begleiten, aber sie erlaubte es nicht. „Mir tut niemand etwas, Philipp, mich nimmt nicht einmal einer mit.“

„Weil dich jeder kennt, Tante“, lachten die jungen Mädchen und begleiteten Fräulein Leeken bis vor die Tür. Dann verabschiedeten sie sich ebenfalls, denn sie fühlten wohl, daß die Mutter noch ein Stündchen mit dem Heimgekehrten allein sein wollte.

Lange saßen die Zurückbleibenden schweigend. Frau Ferber hatte Philipps Hand ergriffen und hielt sie fest. Es war nicht ganz dunkel, denn es war die Zeit im Jahre, wo die Nacht selbst bei uns oft nur wie tiefe Dämmerung ist. Kein Blatt regte sich an dem warmen und windstillen Abend, nur den Bach hörte man leise murmeln. Auf der Straße und drunter in den Anlagen klang nur noch selten ein Gespräch oder ein Schritt; die Lichter in den Häusern ringsum erloschen eins nach dem anderen, nur aus der Nachbarvilla drang noch heller Lichtschein.

„Dilles sind zu Hause“, sagte Frau Ferber endlich aus ihrem Schweigen heraus, ohne des Sohnes Hand loszulassen.

„Wo könnten sie auch sonst sein?“ fragte Philipp scheinbar gleichgültig.

„Auf der Réunion“, sagte seine Mutter, „da sind sie fast jedesmal, die junge Frau tanzt so gern. Übrigens rechnen deine Schwestern auch darauf, daß du mit ihnen hingehst, du weißt, es ist eine Seltenheit, wenn man hier einen Herrn zum Tänzer hat.“

„O weh — ich glaube, ich kann gar nicht mehr tanzen, da werde ich sie enttäuschen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Schiller.

(Nachdruck verboten.)

Kriegszeit in Rumänien.

Unser Stockholmer Korrespondent, Wolfgang Sorge, entsandte kurz nach dem Eintritt des Kriegszustandes zwei Persönlichkeiten nach Rumänien, die eine genaue Vertrautheit mit den Verhältnissen des Landes mit der Kenntnis Deutschlands verbinden, die jedoch durch ihre Staatsangehörigkeit die Möglichkeit zu Reisen im feindlichen Ausland besitzen. Nach der Rückkehr reichten sie ihre ausführlichen Berichte ein, die in den folgenden Aufsätzen verarbeitet sind.

Der Zug, der jeden Abend von Odessa nach der rumänischen Grenze abgeht, ist stets in gleicher Weise überfüllt. Die Fahrkarten wurden, sobald nach Kriegsausbruch die Verbindung wieder eröffnet wurde, auf den Namen ausgestellt und mußten unter Vorzeigung des Passes mit vollständigem Visum vorausbestellt werden. Dieses Visum ist an sich bereits äußerst schwer zu erlangen. Vor dem rumänischen Konsulat, das um 11 Uhr seine Pforten öffnet, steht schon um 9 Uhr eine lange Reihe von Hotelportiers, eleganten Damen, Dienstmännern, gewagt variierten Herrenmilitären, halbwüchsigen Burschen und Studentinnen, welche für sich selbst oder im Auftrag irgend einer mondänen Persönlichkeit den Leidensweg zum Passbureau geht. Die bunte Gesellschaft wird von einem größeren Schuhmannsaufgebot bewacht, denn da sich die meisten nicht mit Worten verständigen können, könnten die Beziehungen der unbekannteren Konkurrenten leicht greifbare Formen annehmen. Das Visum wird stets nur mit achttägiger Gültigkeit und stets nur ausnahmsweise, d. h. nach Entrichtung der nötigen Douceurs, erteilt, worauf man bei der Eisenbahn die gleiche Ellenbogenjähacht zu gewinnen hat. Nach acht Tagen steht man jedoch wiederum vor dem absoluten Nichts, da die Bariezeit auf das Billett vierzehn Tage beträgt, das Visum aber schon inzwischen abgelaufen ist, worauf ein erneutes Warten und ein verstärktes Trümpelgeldzahlen einsetzt, um eine Verlängerung der Frist zu erwirken. Es ist kein Wunder: Als wir im Zuge saßen, alarnten wir die Hauptschwierigkeiten der Reise schon überwunden.

Der Zug bestand aus zwölf Schnellzugswagen. Schlafplätze waren, außer in dem für russische Beamte reservierten Zugswagen, nicht aufzutreiben. Die Reisegesellschaft besah sich neugierig, als bewunderte jeder den Mut des anderen, jetzt nach Bukarest zu fahren. Wir reisten mit sehr vielen rumänischen Reserveoffizieren zusammen; ein paar Moskauer Kaufleute wollten in Bukarest Inzaffos machen, und recht viele Engländer und Amerikaner wollten im Auftrag irgend einer Gesellschaft ein paar verdrängte deutsche Unternehmungen an sich reißen. Die rumänischen Offiziere hielten sich ziemlich abseits, sie sprachen auch untereinander wenig. Sie sollten bereits in Ungarn ihre Ausrüstung bekommen und unmittelbar zu ihrem Truppenteil abgehen. Die russischen Beamten waren hinter den verhängten Fenstern ihres Schlafwagens durchaus unsichtbar. Die Schaffner empfanden vor dem Wagon einen heiligen Respekt: es schlief dort nämlich die Kommission von Eisenbahnbeamten, welche zur Verbesserung der russisch-rumänischen Verbindungen nach Bukarest entsandt war. In Kischinow wurde noch eine Reihe alter Waggons angehängt, die mit zurückkehrenden rumänischen Reservisten dicht besetzt waren. Der lange Zug trat zur vorchriftsmäßigen Zeit in der Grenzstation, dem russischen Ungarn, ein, wo ein wirres Getriebe herrschte.

Das Holzhäuschen, wo seit einem Jahr die Visitation der Reisenden stattfindet, war um einen mit Segeltuch verhängten Schuppen erweitert worden, und neben dem russischen Gendarmen steht jetzt ein rumänischer Detektiv, dem der Schutz seines Vaterlandes anvertraut ist. Der Schwarm der Detektive stürzte sich zuerst auf den Salonwagen der Staatsbeamten und lehrte mit einer reichen Beute russischer Zeitungen zurück, deren Einführung in Rumänien gegenwärtig als äußerst gemeingefährlich empfunden wird. Bei der Musterung der

Privatreisenden, die russischerseits mit einer unermüdeten Gründlichkeit vorgenommen wird, interessiert sich der rumänische Beamte vornehmlich für den Paß, dessen sämtliche Stempel erläutert werden müssen, und der alsdann in der Mappe des Detektivs verschwindet. Vorher muß man jedoch seinen zukünftigen Wohnsitz angeben, wobei wir die Entdeckung machten, daß die meisten Bukarester Hotels „geschloffen“ sind, d. h. sie wurden in Lazarette umgewandelt. Das Palace-Hotel, das Hotel de France, das Hotel Prinziar wurden bereits am achten Mobilmachungstage von dem Roten Kreuz in Anspruch genommen. Gegenwärtig ist von den größten Gasthöfen nur noch das Grand-Hotel du Boulevard geöffnet.

Nach der Visitation werden die Reisenden in die beiden Wartesäle geführt, wo in dem einen in russischer, in dem anderen in französischer Sprache Verhaltensmaßregeln vorgelesen werden. In den Eisenbahnen und in den Gasthöfen sind Gespräche nur in rumänischer oder französischer Sprache gestattet — um eine Beunruhigung der Bevölkerung zu vermeiden. (?) Auf Straßen und öffentlichen Plätzen ist überhaupt nur das Rumänische erlaubt. Vor dem Absteigen im Hotel hat sich der Reisende einer ärztlichen Untersuchung auf Typhusverdacht zu unterziehen, welche unentgeltlich ist. Jeder Ausländer hat sich täglich um 8 Uhr morgens und 8 Uhr abends im Bureau der Zivilpolizei zu melden.

Wie ist solches in Bukarest möglich? Jeder hat sich vor dem Absteigen im Hotel die sämtlichen von den zuständigen Militär- und Polizeibehörden erlassenen Kriegsvorschriften genau einzuprägen, da „ihre Übertretung an Ausländern in gleicher Weise bestraft wird wie an Rumänen“. Nach dieser unangenehmen Lektion durften wir wieder den Zug besteigen und beobachteten nun einen lebhaften Kampf zwischen den russischen und rumänischen Beamten, ob unser Zug sogleich abgehen oder erst den aus dem rumänischen Ungarn eintreffenden Odeßer Schnellzug erwarten sollte. Schließlich durften wir zuerst fahren — wegen des angehängten Salonwagens. Der Zug fuhr im Schritt über die Pruthbrücke, die ausschließlich von russischen Soldaten besetzt war. In dem rumänischen Ungarn mußten wir wieder in den „Accelerate“, den beschleunigten Zug, nach Jassy übersiedeln, der ein sonderbares Gemisch von buntschneidigen Waggonsfärbungen darstellte. Das verwahrloste Grau einer seltsamen Karosse aus der Erbauungszeit der rumänischen Eisenbahn wechselte mit der frischen grünen Lackierung eines nicht minder ehrwürdigen Waggonspotriarchen, der sich kurz vor der Mobilmachung noch hätte schön machen lassen. Die riesige Maschine aus den Maschinenwerken nahm sich davor wie ein gewaltiger Anachronismus aus, und man begann schon die bevorstehende Näherung zu ahnen. Wir gewöhnlichen Reisenden fanden uns stillschweigend in unser Schicksal, aber mit furchtbaren Flüchen auf die geflüchteten Teufel, die Verbündete sein wollten, siedelten die in ihrer Ehre gekränkten russischen Staatsbeamten auf die harten Bänke des „Massengrabes“ über, wie ein rumänischer Offizier diese dichtbesetzten Museumsstücke nannte.

Das Innere der Waggons war mit großen, frisch gedruckten Plakaten ausgestattet. Hier wurde man nochmals gewarnt, nur kein deutsches oder russisches oder englisches Wort zu sprechen; dort forderte ein rotgedruckter Zettel zur tätigen Hilfe bei der Entlarvung der bulgarischen Spione auf. Eine sehr lange, von den Staatsbahnen unterzeichnete Liste, die sehr viele Zusätze enthielt, nannte die Strecken, in denen nach Eintritt der Dunkelheit das Anzünden einer Flamme und sogar das Rauchen von Zigaretten verboten war. Diese Vorschriften waren von dem Departement für die Verteidigung gegen Luftangriffe entworfen. Die paar Stunden, die wir in dem Schneidentemp bis Jassy brauchten, hatte man vollauf Beschäftigung mit der amtlicherseits gestellten Lektüre.

In Jassy selbst hatten wir nur wenige Minuten zu einem durchaus zwecklosen Aufsteigen in ein ähnliches Zugmonstrumzeit, das die 500 Kilometer nach Bukarest unbeschadet zurücklegen wollte. Wir sollten uns auf eine zwanzigstündige Reisezeit gefaßt machen. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, da erschien ein Beamter der Polizei — um Fleischkarten zu verteilen. Man erhielt deren zwei, 100 Gramm für den Reisetag und 60 Gramm für den ersten Tag in Bukarest. Die Reisenden, die längst übermüdet waren, saßen interessenlos nebeneinander. In Buzan, am nächsten Morgen, hatten wir drei Stunden Aufenthalt. Der Zug stand auf einem Gleise außerhalb des Bahnhofes und man hatte Zeit, ein wenig spazieren zu gehen. Auf dem Bahnhof selbst stand

eine Menge Militärzüge, die wohl teils nach Predeal, teils nach den nördlichen Bergpässen, teils nach der Dobrußtscha sollten. Die Soldaten selbst hatten keine Ahnung, wo es hinging. Die Achsellappen hatten sie alle abtrennen müssen — um die Arbeit der Spione zu erschweren. Die meisten waren überhaupt noch nicht im Feuer gewesen. „Wir wissen gar nicht, was wir eigentlich sollen; wir sitzen seit acht Tagen in der Eisenbahn, waren zuerst oben bei Botofchani und wurden dann nach der Dobrußtscha geschickt. Aber als wir in Medjidia anlangten, mußte der Zug wiederum umkehren, und wir kamen nach der siebenbürgischen Grenze, nach Predeal. Dort lagen wir drei Tage, und jetzt sind wir schon wieder 24 Stunden unterwegs.“ Zwischen den Militärzügen stand auch eine lange Reihe Waggons mit dick verfallenen Fenstern. Man erzählte, es seien Zivilgefangene darin, die abtransportiert würden.

In der Bahnhofswirtschaft fehlten außer dem Brot ziemlich alle Lebensmittel. Fleisch konnte man selbst auf die Karte nicht bekommen, und Butter wurde in lächerlich kleinen Mengen verabreicht. Die Soldaten dagegen waren selbst ziemlich reichlich verproviantiert und lebten von ihren eigenen Vorräten.

Gegen 10 Uhr abends — zu einer Zeit, die keinerlei Erinnerung an den Fahrplan wachrief, kamen wir endlich übermüdet und verhungert in der rumänischen Hauptstadt an. Die Überraschung war groß: wo dem großen Platz am Bahnhof öffnete sich nach allen Seiten endlos das nächtliche Dunkel. Nur ein paar Dutzend Projektoren irrten nervös über den Himmel. Die zur Stadt führende große Chaussee, wo die zahllosen Ringeltangel und Arbeiterkaffees liegen, war wie ausgestorben. Kein Mensch und kein Lichtfunke war zu sehen. Auf den Geleisen vor dem Bahnhof waren die elenden Wagen der Pferdebahn zusammengeschoben, als hätte man sich jahrelang nicht mehr um sie gekümmert. Eine Schar von Polizisten ließ den Ankommenden sofort eine sorgfältige Behandlung angeheißen und setzte jeden in einen Wagen, mit dem strengen Befehl, sofort zum Hotel zu fahren.

Die verdunkelte Hauptstadt des kriegsführenden Rumänien war nicht wiederzuerkennen. Um 10 Uhr abends liegt Bukarest jetzt schon in tiefem Schlaf, wo es sonst eigentlich erst erwachte. Kein Lichtstrahl dringt aus den Häusern, kein Mensch, kein Wagen, keine Straßenbahn ist zu sehen; nur die zahlreichen Polizisten, welche die Straßen entlang ziehen und die Front der unregelmäßigen Häuser hinaufsliden, ob die Bukarester gehorsam die Vorschriften des Polizeipräsidenten beachten. Die Fahrt geht an der Universität vorbei durch die ausgestorbene Calea Victoriei, und dann hieltel wir plötzlich vor dem großen alten Hotelgebäude, wo sich früher das Licht ippig über den elegantesten Boulevard der Stadt ergoß.

Wolfgang Sorge.



Aus der Kriegszeit.

Die Säuglingsfürsorge in Deutschland. In Anbetracht der in allen am Krieg teilnehmenden Ländern unermesslichen Menschenverluste ist die Frage gesunder Nachkommenschaft mehr als je in den Vordergrund gerückt. Ganz besonders groß und dringlich sind die diesbezüglichen Sorgen in Frankreich, dessen prozentual ungeheuerlichen Verlusten ein seit Jahrzehnten beobachteter Geburtenrückgang im ganzen Lande gegenübersteht. Aber während es in Frankreich trotz aller Bemühungen und erregten Auseinandersetzungen noch immer nicht gelungen ist, eine Besserung dieses Zustandes herbeizuführen, steht auch in dieser Beziehung Deutschland an erster Stelle. Ungeachtet der bei uns außerordentlich hohen Geburtenziffern hoben sowohl Behörden wie private Vereinigungen seit Kriegsbeginn ihr besonderes Augenmerk auf die heute mehr als je bedeutsame Säuglingsfürsorge gerichtet. Im Hinblick auf die große Säuglingsfürsorge-Ausstellung, die in den ersten Tagen des September in Berlin stattfand, um dem Publikum einen lehrreichen Überblick über die Wirksamkeit auf diesem neuen Feld zu bieten, erscheint eine kurzgefaßte Betrachtung des deutschen Säuglingsfürsorgewesens von besonders aktuellem Interesse. Da alle auf weitere Besserung der Säuglingsgesundheit abzielenden Bestrebungen bereits vor dem Krieg festgelegten Prinzipien folgten, galt es während des Weltkriegs, nichts prinzipiell Neues

zu schaffen, sondern das Bestehende zu erweitern und zu verallgemeinern. Die Zahl der Säuglingsfürsorgestellten hat, wie Dr. Alfred Gerdenwih im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlaganstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführt, ständig zugenommen; so gibt es z. B. in Charlottenburg sieben derartige Anstalten. Das rasche Leben trifft man an, wenn man eine solche Anstalt in den frühen Nachmittagsstunden besucht, da zu dieser Zeit die an Ernährungs- und Wachstumsschwierigkeiten leidenden Kinder durch ihre Mütter dem Oberarzt vorgeführt werden. Die kleinen Patienten werden in einem besonderen Vorraum entkleidet und darauf von einer Schwester gewogen, die das jeweilige Gewicht zu Protokoll bringt. Auch der ärztliche Befund wird jedesmal auf einem Protokoll vermerkt und mit den letzten Entwürfen verglichen. Im übrigen erstreckt sich die Tätigkeit des Arztes nicht nur auf die Prüfung und Behandlung des Säuglings, sondern auch auf dauernde Belehrung der Mütter. In Fällen, in denen künstliche Ernährung unentbehrlich ist, können die Mütter allmorgendlich in der Anstaltsküche die vorgeschriebenen Mengen abholen. Während die Bemittelten hierfür einen Bruchteil des Ladenpreises zahlen, steht die Anstaltsküche den Unbemittelten kostenlos zur Verfügung. Die geistige wie auch praktische Zentrale des ganzen Säuglingsfürsorgewesens stellt das auf Anregung der Kaiserin gedruckte Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus in Charlottenburg dar, ein einzigartiges Zentralinstitut zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich. Diese für das ganze Volk so wichtige Aufgabe wird sowohl auf wissenschaftlichem Wege, wie durch praktische Betätigung gelöst. Die wissenschaftliche Mitwirkung dient der Behandlung aller Fragen, die mit der Ernährung, den Krankheiten und dem Wachstum des Säuglings zusammenhängen. Diese Studien werden durch eine großartig eingerichtete Kinderklinik und ein mit allen erdenklichen Mitteln ausgestattetes Laboratorium gefördert. Die praktische Arbeit des Hauses hat vor allem die Aufgabe, durch regelmäßige Ausbildungskurse für Ärzte, durch Belehrung der Mütter in einer eigenen Mutterschule und durch Ausbildung von Hebammen und Schwestern das Wissen von der Säuglingskunde zum Gemeingut zu machen. Diese praktische Arbeit wird unterstützt durch gen. einverständliche Druckwerke, die in Millionen von Exemplaren verbreitet werden. Ein Museum für Säuglingskunde ist ständig und kostenlos dem Besuch geöffnet.

Ein italienisches Preisverzeichnis für Giftmischertünfte. Wenn auch die Italiener ihren Bundesgenossen mit den Waffen nicht die erhofften Dienste leisten, so schließen sie sich doch mit ihren Verleumdungen alles Deutschen würdig den anderen Mäxtern an. Gerade die italienische Presse jedoch, die die „Schlechtigkeit“ Deutschlands aus seiner Geschichte nachzuweisen sucht, sollte der italienischen Traditionen eingedenk sein, unter denen z. B. die Übung des wenig kulturreichen Giftmischens stets eine große Rolle spielte. So bezeichnete bereits Aeschylus die Tyrhener als ein Giftmischervolk. Mag er darunter nun insbesondere die Etrusker, die ja wohl dem Orient — der natürlichen Wiege der toxischen Künste — entstammen, oder alle nichtgriechischen Italiener gemeint haben, jedenfalls war sein Urteil begründet. Das Wort „veneficus“ war schon im 3. Jahrhundert v. Chr. allgemeines Schimpfwort und blieb es bis heute. In den Lustspielen des Plautus und Terenz wird das Wort einfach im Sinne von Schurke oder Halunke gebracht; wieder ein Beweis, wie verbreitet damals schon die Giftmischerei in Italien gewesen sein muß. Das Übel griff mit der Zeit immer weiter um sich. Im letzten Jahrhundert v. Chr. gab es eine ständige Schwurgerichtsabteilung für Giftmorde (de veneficis) und Redner, wie Cicero, weisen häufig auf das Unwesen hin. Es nimmt in der Kaiserzeit vollends überhand, namentlich auch am Hofe: Kaiser Claudius und Drusus, der Sohn des Tiberius sterben durch Gift. Nach dem Verfall des Römerreiches sehen wir in Italien, besonders im Zeitalter der Entdeckungen, den „Todesbecher“ in Verwendung treten, wenn es galt, mißliebige Personen im Staatsinteresse heillos zu schaffen. So verkörperten im 15. und 16. Jahrhundert die Oberhäupter der Handelsrepublik Venedig die politische Willkür sozusagen in Reinkultur. Und mit welcher Strupplosigkeit der Rat der Zehn vorging, zeigt ein Beschluß, den er am 24. Mai 1410 faßte. Er lautete: „Nicht nur in unserem

Reiche, sondern in der ganzen Welt vielmehr ist bekannt und klar, daß der König von Ungarn und schlecht gesinnt sei, indem er stets den Umsturz und Ruin unseres Staates anstrebt. Daher ist es nicht bloß gut, sondern sogar notwendig, gegen ihn Vorkehrungen zu treffen. Nun erbietet sich Michele Ruazzo, auf eigene Kosten zu ihm zu gehen und seinen Tod zu erwirken, wofür er sich nach seiner Heimkehr Bestühungen aus Randia mit einer Rente von 1000 Ducati auf Lebenszeit ausbittet. Stirbt er selbst dabei eines natürlichen oder gewaltsamen Todes, so verlangt er für seine Testamentserven ein für allemal 5000 Ducati, will aber auf jede Belohnung verzichten, wenn er den König nicht durch gewaltsamen Tod wegräumt. Demgemäß mögen die Zehn dem Ruazzo für den Fall, daß er den Herrn König hinweggeräumt, jene Gelder zusagen. Damit er aber um so besser sein Ziel erreichen könne, soll ihm, seinem Wunsch gemäß, das erforderliche Gift geliefert und, bis dasselbe fertig, seine Ende Rat auslaufende Aufenthaltslizenz bis zum Juli verlängert werden.“ Handelt es sich hier um einen geplanten Mord, so geht aus späteren Sitzungsberichten hervor, daß man auch nicht zurückschreckte, aus „patriotischen Rücksichten“ zu Massenvergiftungen zu schreiten. Am 15. Dezember 1513 wurde den Häuptern der Republik ein förmliches Preisverzeichnis vorgelegt, in dem für jede einzelne zu vergiftende Person eine Tasse festgelegt war. In diesem mit Stimmenmehrheit angenommenen Tarif wurde gefordert: für den Groß-Sultan 500 Ducati, für den König von Spanien, außer den Reisekosten und etwaigen Abzügen, 150, für den Herzog von Mailand 60, für den Markgrafen von Mantua 50 und für den heiligen Vater selbst die Minimalsumme von 100 Ducati. „Überhaupt“, so schloß der Antrag, „je weiter die Reise geht und je mehr der Mann, dem es gilt, der Mühe und Bladerlei lohnt, der man sich seinetwegen unterzieht, um so schwerer muß er auch ins Geld fallen.“

Leibniz und die ärztliche Wissenschaft. Die Feier des 200. Todestages von Gottfried Wilhelm Leibniz hat zahlreiche Würdigungen des Schaffens und der Bedeutung Leibniz' Veranlassung gegeben. Die Wirklichkeit und die Interessen dieses großen deutschen Gelehrten waren so vielseitig, daß fast jede Wissenschaft eine Förderung durch ihn zu bezeichnen vermochte. Nur mit der ärztlichen Wissenschaft scheint Leibniz keine Berührungspunkte gehabt zu haben, wenn man sein Lebenswerk flüchtig durchsieht. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich aber, wie Th. Ziehen auf interessante Weise im nächsten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, die Tatsache, daß Leibniz auch zur Medizin in keineswegs gleichgültigen Beziehungen stand. Bei der Medizin interessierte ihn besonders die praktische Forschung, wie er ja überhaupt bei seinen Arbeiten sich viel mit indistinkter Forschung befaßte und „die Kunst, die Natur selbst auszufragen und gewissermaßen auf die Folterbank zu bringen“ hoch eihmte. Leibniz war mit der medizinischen Forschung seiner Zeit durchaus nicht zufrieden, er tadelte den Mangel an allgemeiner finanzieller Unterstützung und wandte sich auch gegen die damalige Bevorzugung theoretischer Forschungen und verlangte eine größer praktische anatomische Tätigkeit. Er war der erste in Deutschland, der den Wunsch nach einer systematischen Sammlung aller ärztlichen Beobachtungen aussprach. So machte er bereits im Juli 1691 in einem Brief an den Hofrat Hertel den Vorschlag, daß die Ärzte in allen deutschen Ländern ihre Beobachtungen sammeln und dem Präsidenten der naturforschenden Gesellschaft in Wien zur Bemerkung und Veröffentlichung einschicken sollen. Seine Anregung hatte auch ein dementsprechendes königliches Dekret zur Folge, das den Gedanken Leibniz' — eine von Jahr zu Jahr fortgesetzte physikalisch-medizinische Geschichte des Reiches entstehen zu lassen — unterstützte. Wenn auch dieser und ähnliche Pläne damals nicht die gewünschte Verwirklichung fanden, so ist doch sicherlich, wie die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ nachdrücklich feststellt, mehr als eine spätere Maßregel zur Hebung der medizinischen Forschung durch die Ideen von Leibniz günstig beeinflusst worden. Auch der Einfluß zahlreicher philosophischer Lehren von Leibniz auf die ärztliche Wissenschaft ist nicht abzuleugnen. So wandte sich Leibniz gegen den alten Lehrsatz, daß alle Vorstellungen unbedingt von Empfindungen abstammen müßten, eine Stellungnahme, die in psychologischer Beziehung auch für den Arzt von wesentlichem Interesse ist.